

Aktion zur Herstellung von Arbeiterwohnungen wurde mit großem Tamtam eingeleitet. Es sollten Wohnungen gebaut werden für Beamte und Arbeiter in Reichsbetrieben und es sollten ferner gemeinnützige Unternehmungen, die den Bau von Arbeiterwohnungen fördern, Darlehen erhalten. Wie in der Bemerkung zu diesem Titel ausgeführt wird, sind seit 1901 bis 1907 im ganzen 37 Mill. Mark bewilligt; davon waren am 1. April 1909 noch 6 Millionen nicht verausgabt; voraussichtlich werden bis Schluß des Etatsjahres (1. April 1910) davon 4 Millionen verausgabt, es bleiben also 2 Millionen und neu gefordert werden 2 Millionen. Eine sonderbare Geschichte! Man sollte doch meinen, daß der Bedarf an Arbeiterwohnungen enorm ist, daß also sowohl das Reich mit aller Beschleunigung baut und die privaten Genossenschaften sich um Darlehen reihen; aber nein! es werden nicht einmal die verfügbaren Gelder verausgabt und man setzt statt 4 nur 2 Millionen im Etat an. Die Sache hat natürlich ihre guten Gründe; die Reichsregierung kümmert sich so wenig wie möglich um die Wohnungen ihrer Beamten und Arbeiter und die bürokratische Verwaltung sorgt dafür, daß die Genossenschaftsbewegung verhungert wird und somit Darlehen kaum noch verlangt werden.

Jedenfalls wird im Reichsamt des Innern Sparsamkeit geübt, das heißt, es wird an Ausgaben für Kulturzwecke in schäbiger Weise geknauert.

Dafür ist um so freigebiger das Auswärtige Amt. Hier werden 18,5 Mill. Mark gefordert, rund 1/2 Million mehr als im Vorjahre, und sieht man sich die einzelnen Posten an, so hat man seine helle Freude, wie gut es den Herren geht, die für die auswärtige Politik sorgen. Daß der Staatssekretär seine 50 000 Mk. und eine mit allem Komfort eingerichtete Wohnung hat, ist noch das wenigste, denn auch die übrigen Herren, die um unser Wohl sich an leitender Stelle mühen, haben ein solches Einkommen. Schon weniger verständlich ist, warum ein „Hilfsarbeiter“ im Statistischen Amt sich mit 2700 Mk. Anfangsgehalt begnügen muß, während ein gleicher Posten im Auswärtigen Amt 5400 bis 7800 Mk. einbringt. Daß diese Herren sich kein Bein bei der Arbeit ausreißen, hat ja die famose Geschichte mit dem Interview Wilhelms II. im vergangenen Jahre erwiesen. Aber so ein Pöfchen im Auswärtigen Amt ist in der Regel ja nur das Sprungbrett für die Karriere; man wird dann bald in den Gesandtschafts- oder Konsulatsdienst versetzt und da sind denn die Gehälter schon ganz anders. Als „Legationssekretär“ hat man seine 6—8000 Marker und ein Gesandter macht es nicht unter 38 000 Mk. auf dem schätzigsten Posten und bekommt in den wichtigsten Stellen, Paris, Petersburg, London seine 150 000 Mk. mit dem üblichen drum und dran für Wohnung, Reisekosten usw. Auch die Generalkonsuln und Konsuln brauchen sich nicht zu beklagen: 20—40 000 Mk. sind so das übliche. Nun sollen ja diese Herren „repräsentieren“, was aber nicht so schlimm ist, jedenfalls ist notorisch, daß die meisten von ihnen nach ein paar Jahren angenehmen Kusenshaltes im Auslande genügend gespart haben, um sich ins Privatleben zurückzuziehen. Wer aber einmal den Betrieb in einem auswärtigen Konsulat angesehen hat, weiß, daß die Kräfte dieser Herren nicht gerade sehr strapaziert werden durch die Arbeitsleistung, denn da gilt nicht ein Arbeitstag von acht Stunden, sondern in den meisten Fällen tut es eine Stunde auch. Befriedigt legen wir das Heft über diesen Teil des Reichsetats aus der Hand, und wenn wir die Zahlen mit denen vergleichen, die sich auf Befolgung der Postbeamten und auf die Bekretzung der Kulturausgaben beziehen, so sagen wir: oben hui und unten pui!

Demokratische Illusionen.

Als die Bourgeoisie noch eine aufsteigende Klasse war und die politische Gewalt mit Hilfe der niederen Volksklassen erobern mußte, schrieb sie die Demokratie, die politische Gleichberechtigung auf ihre Fahne. Das war nicht einfach ein Volksbrot, auch nicht eine leidige politische Notwendigkeit, sondern entsprach völlig der bürgerlichen Gesellschaftsauffassung, die in den Menschen nur getrennte, unabhängige Warenproduzenten sieht. Die Menschen müssen dabei freie gleichberechtigte Bürger sein, die, frei von jedem äußeren Zwang, über Leib und Gut verfügen; dann erst wird der freie Wettbewerb, worin

jeder alle Kräfte einsetzt, die Gesellschaft zur höchsten Blüte bringen. Aus den Hemmnissen, die feudale Herrschaft und großkapitalistische Monopole der freien Entwicklung bereiten, erklärt sich die Illusion der bürgerlichen Demokratie, durch die politische Freiheit und Gleichberechtigung, die alle Fähigkeiten des einzelnen anspricht, werde das Gemeinwesen zur herrlichsten Entfaltung kommen.

Die Großbourgeoisie ließ dem Kleinbürgertum diese Illusion und sicherte sich selbst durch ein Privilegienwahlrecht die politische Herrschaft. Sie erkannte instinktmäßig die Klassegegensätze, an denen die ganze bürgerliche Demokratie zerschellen mußte. Die scheinbar freien und gleichen Bürger gehören verschiedenen Klassen an. Die Proletarier spannen nicht im Wettbewerb mit den Kapitalisten ihre höchsten Kräfte an, sondern müssen sich im Dienste der Kapitalisten zu Tode schinden. Und sobald sie dies einsehen, werfen sie sich in den Klassenkampf für die Aufhebung der Ausbeutung. Die sozialistische Lehre des Klassenkampfes steht im direkten Widerspruch zu der bürgerlichen Demokratie. Wo diese Einzelindividuen sieht, die zusammen als „das Volk“ für das Gemeinwesen wirken, sieht jene Klassen, die erbittert um die Herrschaft kämpfen.

Mit dem Vorwärtsdrängen der Sozialdemokratie und dem Niedergang des Kleinbürgertums ist die bürgerliche Demokratie immer mehr zu einer machtlosen Phrase geworden. Die Arbeiterschaft hat die Forderungen der Demokratie übernommen, aber ihr zugleich einen ganz neuen Sinn gegeben. Wir fordern das allgemeine Wahlrecht nicht, weil wir uns etwa der Illusion hingeben, daß es alle Bürger zur freudigen Anstrengung für das Gemeinwesen treiben wird, sondern weil es uns eine Waffe im Kampfe um unsere Befreiung sein soll. Wir wollen das Wahlrecht, weil es uns am ehesten eine friedliche sichere Entwicklung in der Richtung ermöglicht, die die wirtschaftlichen Verhältnisse vorschreiben, der Richtung zum Sozialismus. Für das Bürgertum war die politische Gleichheit das Endziel selbst, für die Arbeiter ist sie nur ein Mittel, die wirkliche Gleichheit mit dem geringsten Aufwand gewaltsamer Aktionen zu erreichen.

Trotz dieses scharfen Unterschiedes leben die Illusionen der bürgerlichen Demokratie bei einem Teil unserer Wortführer noch lustig weiter. So schreibt Genosse Gradnauer am Schluß seines eben erschienenen Büchleins über „Verfassungswesen und Verfassungskämpfe“: „Das Streben nach der vollen staatsbürgerlichen Gleichberechtigung erwächst mit unabweislicher und sich immer erneuernder Kraft aus dem Seelengrund der zur Kultur gelangenden Menschen...“ „Die volle Gleichberechtigung der Staatsbürger spannt alle Fähigkeiten aufs höchste an, entfesselt den Wettstreit aller um die beste Leistung, läßt unerschöpfliche Kräftequellen sprudeln, aus denen die Gesamtheit immer neues Leben zieht.“

Wir wissen, daß das nicht wahr ist. In einer Gesellschaft mit politischer Gleichberechtigung, wo aber die Arbeiter von den Kapitalisten ausgebeutet werden, wird nicht der Wettstreit aller um die höchste Leistung entfesselt. Da schleppt der Arbeiter noch immer mit Unwillen sein schweres Joch und verflucht die Arbeit, die er zur Bereicherung seiner Ausbeuter leisten muß. Politische Rechte, an sich bedeuten ihm sehr wenig; die wirtschaftliche Knechtschaft ist hundertfach schlimmer und schwerer zu tragen, als die politische Rechtslosigkeit. Nicht aus dem „Seelengrund der zur Kultur gelangenden Menschen“, sondern aus dem Bedürfnis, die Abschaffung der Klassenherrschaft und damit den Zugang zur Kultur zu erkämpfen, erwächst das Streben nach politischen Rechten. Die Demokratie ist uns in dieser Gesellschaft kein Selbstzweck, den wir wegen seiner eigenen Vortrefflichkeit fordern, sondern Mittel zum Zweck, den Klassenkampf besser führen zu können.

Nun trifft es merkwürdig zusammen, daß gerade zur Zeit, daß hier die alten Illusionen der bürgerlichen Demokratie wieder aufleben, in Oesterreich Fritz Austerlitz, der Redakteur der Wiener Arbeiterzeitung, den Zusammenbruch solcher Illusionen konstatiert. Durch Jahrzehnte hindurch, schreibt er im Kampf, war es ein Glaubenssatz der Demokratie, daß nur die Regierung, die die Nationen gegeneinander ausspielt, Schuld an den heftigen Nationalitätenkämpfen trage; wenn die Völker selbst über ihre Geschicke entscheiden könnten, würden sie leichter den Weg zur Verständigung finden. Und jetzt zeigt sich, daß seit der Einführung des allgemeinen Wahl-

rechts die Kämpfe nicht aufhören, sondern im Gegenteil allgemeiner und erbitterter wurden. Und er kommt zu dem Schluß: „Die Nationen sind unfähig, die nationale Ordnung zu schaffen.“ „So sehr sich das demokratische Gewissen gegen die Erkenntnis auch sträubt, so sehr sie alle Vorstellungen von der Entwicklung der Nationen zur Reife und inneren Freiheit über den Haufen rennt: es scheint doch wahr, daß die Völker immer unfähiger werden, in sich selbst die Energie zu finden, aus sich selbst die Kraft zu schöpfen, um die Grundlagen ihres friedlichen Miteinanderlebens zu schaffen.“

Hier wird unzweideutig der Bankrott der Illusionen der Demokratie ausgesprochen. Aber wohlverstanden: der bürgerlichen Demokratie, die über „das Volk“ als Ganzes redet, und von den Klassen nichts weiß, und die von der Herrschaft dieses Volkes den inneren und äußeren ewigen Frieden erwartete. Wo findet sich aber in Oesterreich jenes „deutsche Volk“, das als ein Ganzes denken und handeln könnte, wo das tschechische? Es finden sich nur deutschredende und tschechischredende Arbeiter, Bauern und Bourgeois, die einander in den wichtigsten Interessen scharf gegenüberstehen. Nicht Völker, sondern Klassen sind die lebendigen Einheiten, und ohne die Interessen dieser Klassen ist auch die österreichische Politik nicht zu verstehen. Was der bürgerlichen Demokratie ein unfassbares Wunder ist, diese Unfähigkeit der „Nationen“, ist nur aus dem Klassenkampf zu begreifen.

So wie die Demokratie in Oesterreich enttäuscht wurde, so wird sie auch in Preußen enttäuscht werden. Das allgemeine Wahlrecht kann hier so wenig wie dort Frieden und redliches Zusammenwirken für das Gemeinwesen bringen. Es kann bloß den Kampf allgemein machen, den großen Klassenkampf in den Vordergrund der Politik schieben, die Probleme klarstellen und dadurch zur Lösung drängen. Es bringt nicht selbst die bessere Welt mit sich, sondern ist nur eine Waffe in dem Kampf, der sie bringen muß.

Soziale Rundschau.

Hebt der Besch eines Sparbuchs die Unterstüchtungsberechtigung des arbeitslosen Tabakarbeiters auf?

Eine Tabakarbeiterin in Nimmelsburg bei Berlin wandte sich, da sie auf Grund des Artikels II des Gesetzes Anspruch auf staatliche Unterstützung erheben konnte, Mitte September an den zuständigen Magistrat ihres Ortes mit einem Unterstüchtungsantrag. Dort wurde ihr Gesuch zu Protokoll genommen. Nachdem sie mehrere Wochen vergebens wartete, fragte sie auf den Rat des Organisationsvertreeters bei der Behörde nach. Der Herr Sekretär versprach ihr, die Sache zu beschleunigen. Nachdem sie wieder einige Wochen vergebens gewartet hatte, wandte sie sich wieder dorthin mit demselben negativen Erfolg. Der Organisationsvertreter befehlte die Frau, die nebenbei bemerkt, nicht organisiert ist, zu sich und machte ihr eine Bescheidbeschrift an den Präsidenten des Hauptzollamtes. Eine solche hatte schon einmal in einer gleichen Sache sofortigen Erfolg gehabt. Diesmal verlagte sie, denn trotzdem die Bescheidbeschrift am 21. November 1908 abgefaßt wurde, hat die Frau bis zum 9. Dezember noch keine Antwort erhalten. Sie wandte sich Anfang dieser Woche noch einmal an den Sekretär, der nun verschiedene Fragen an die Frau stellte, darunter auch die, ob sie ein Sparbuch besitze. Die Frau antwortete, daß sie ein Sparbuch besitze, welches sie aber nicht mit dem Unterstüchtungsantrag an ihn hat, ist nicht recht verständlich. So blieb die Frau bis heute ohne Unterstützung, obgleich nach den Bestimmungen des Gesetzes die Unterstüchtung nach Verlauf von 14 Tagen schon in Kraft treten soll.

Ueber die Kinderarbeit in Fabriken

haben wir, schreibt die Korrespondenz des sächsischen Lehrervereins, vor kurzem aus der Statistik der Gewerbeaufsichtsbeamten einige Zahlen mitgeteilt, aus denen sich eine Abnahme der in Fabriken beschäftigten Kinder unter 14 Jahren um rund 1000 konstatieren läßt. Man könnte versucht sein, diese Zahlen für den Anfang einer glänzenden Entwicklung zu halten. Denn von 1902—1908 stieg die Zahl der in Fabriken beschäftigten Kinder unter 14 Jahren um 4976 oder um 61,7 Proz., von 1908 bis 1907 allein um 2207 oder um 20 Proz., während nun von 1907—1908 eine Abnahme um 992 oder um 7,8 Proz. stattgefunden hat, und das scheint uns so bemerkenswerter, als die Zahl der Fabrikbetriebe von 250 724 im Jahre 1907 auf 259 617 im Jahre 1908 und die Zahl derjenigen Betriebe, in denen Kinder bis zu 10 Jahren beschäftigt wurden, von 89 211 auf 91 888 gestiegen sind.

Reider muß man aber die Hoffnung auf diese scheinbar günstige Entwicklung aufgeben, wenn man durch andere Zahlen der Statistik daran erinnert wird, daß das Berichtsjahr ein Krisenjahr war. Von den männlichen Arbeitern über 10 Jahren

Sie schreiten über die Felber dem Lichte zu, wie vor vielen hundert Jahren die Hirten, hinter denen die große Botenschaft verkündet wurde.

„Heute ist auch der Erlöser geboren worden. Ihr werdet ein Kindlein finden, das in einer Krippe liegt.“

Da verließen sie ihre Herden und eilten, um das Ereignis zu sehen.

Es muß wohl ein armer Häusler gewesen sein, bei dem der Herr Joseph eingelehrt war.

Bloß ein Ochs und ein Esel standen hinter dem Barren; kein Rof fraß von der Raufe, keine Kuh lag auf der Streu.

Der Stall war niedrig und eng, daß er die Wärme hielt für das wenige Vieh.

Und weil die Hirten keinen Platz darin hatten, blieben sie an der Türe stehen.

Das Kindlein lag nackend, wie es zur Welt gekommen war, und die Magd des Herrn kniete davor und faltete fromm die Hände. Man sah ihr das Leiden an, denn sie ist gar ein zartes Frauenzimmer gewesen und hat noch in den Wehen herumirren müssen, bis sie endlich das Obdach fanden.

Der Joseph ist sorgsam dabei gestanden in zweifacher Sorge um die Mutter und das Kind; wenn er seine schweligen Hände zum Beten zusammenlegte, hat er in die Krippe geschaut, ob die Tüte das Stroh nicht unter dem Kinde weggogen, und ob er noch ein Bündel unterlegen müsse.

Das waren drei arme Menschen.

Aber die Hirten sind vor ihnen niedergetknet.

Es ist ein lichter Schein von der Krippe ausgegangen und auf sie gefallen. Der leuchtet noch heute den Armen.

In diesem nackten Kindlein erstand ihnen ein Streiter.

Wie es neben der Habelbank aufwuchs und in ehrfürchtiger Liebe an den Händen der Eltern die Ehrenmale der Arbeit sah, ist in ihm der heiße Wunsch groß geworden, den Menschen zu helfen.

Und es ist der erste Kämpfer geworden gegen die Reichen und Mächtigen.

Die leidenden Menschen wissen es kaum; in der lauten Verehrung seines Namens ist gerade das zur Vergessenheit gekommen. Aber einmal im Jahre müssen sie daran denken. In der stillen Winternacht, wenn man die Geburt des Kindes feiert.

Da mögen die Armen glauben, daß der Mann sein Leben lang zu ihnen gestanden ist, der im engen Stalle auf die Welt kam.

Dichtgebrängt standen die Leute in der Kirche, und immer noch ging die Türe auf und zu. Borne am Altare und an den Seitenwänden brannten Kerzen; davon war die gewölbte Decke erhellt; unten auf der Menge lag tiefes Dunkel. Aber hier und dort flackerte ein Licht, und in seinem gelben Scheine hob sich scharf umrissen ein ernsthaftes Gesicht ab. Eine alte Bäuerin, die ihren Wachsstock angezündet hatte und im Gebetbuche las.

Man sah die Lippen sich bewegen und den Hauch vom Munde gehen.

Die Menge stand nicht still. Viele rührten sich, daß sie die Ralte nicht so empfindlich merkten. Die Füße scharrten den Boden, unterdrücktes Husten kam aus dem Dunkel heraus und hallte vom Gewölbe zurück.

Mit einemmal verklang voller Orgelton das Geräusch; Herr Stegmüller griff drei oder vier kräftige Akkorde und ging zu einer Melodie über.

Eine dünne Frauenstimme fiel ein, und wer zum Chor hinaufbligte, sah in schwacher Beleuchtung die Näherin, die Schallmaier Jenzi, welche auch des Sonntags das Hochamt begleitete.

Für gewöhnlich mußte sie lateinische Worte singen; heute war es ein deutsches Lied. Den Brauch hatte vor vielen Jahren der Pfarrer Held so eingeführt,

Es ist ein Rof entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen,
Aus Jesse kam die Art.
Und hat ein Bündleinbracht
Witten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.

Als das Lied zu Ende war, zog der Mesner dreimal an der Sakristeiglocke; der Pfarrer schritt im goldgestickten Kleide zum Altare hin, die Ministranten klingelten, und einer schwang das Weihrauchfaß.

Jetzt kam wieder das Lateinische zu seinem Rechte.

Die Schullerin war in dem Gebirge bis zur Seitenkapelle geschoben worden. Hier hatte der Mesner eine Krippe aufgerichtet; darstellend die Geburt des Herrn. Ueber die Hälfte des Raumes nahm der Stall von Bethlehem ein; es war aber kein Stall, wie sie vielleicht in Palästina gebaut worden sind; es war ein richtiger, ordentlicher Stall, wie man sie hierzulande hat.

Alles darin war genau und gut nachgemacht; Barren und Raufe, ein hölzerner Verschlag, in dem man die Schweine unterbringt, oben die Luke, durch die man das Heu herunterwirft; dazu Geräte und Handwerkszeug, ein Schubarren, Trankkübel und ein Melkstuhl waren da; Heurechen und Gabeln waren an die Wand gelehnt. Und hinter dem Barren stand ein Ochs; aber kein Ochs, wie man sie in Palästina hat, sondern ein richtiger Pinggauer, rot und weiß gefleckt. Der Esel daneben ist eher orientalisches gewesen, denn der Meister hatte ihn ohne Vorbild geschnitten.

Vom Stalle weg dehnte sich eine Landschaft aus; eine richtige, deutsche Schneelandschaft mit Hügel und Bäumen. Am dunkeln Himmel leuchteten die Sterne; einer besonders hell. Das war der Stern, der die Weisen aus dem Morgenlande herbeiführte.

Zu dem sahen die Hirten hinauf; sie mußten aber die Augen vor seinem Glanze bedecken.

(Fortsetzung folgt.)